

Partwächters kleiner Feind.

Nie wollte es dem alten, schon etwas steifbeinigen Partwächter gelingen, seinen Duldigkeit, den Jungen in der grauen, auf den Ellbogen stets durchlöchernden Strickjacke, abzugeben, um ihm für die Attentate auf hässliche Nasenflächchen und Sträucher einen kleinen Denzettel zu verabreichen. Immer war der Junge fixer als der Wächter, dem er dann sein glückliches Entkommen durch den Zuruf etlicher Rosenamen melden konnte.

Der Knirps that sein möglichstes, den Alten zu ärgern. Entweder schlug er auf wohlgepflegtem Rasen die allerliebsten Purzelbäume oder erschien mit einer ganzen Horde von Altersgenossen, die theils als Räuber, theils als Gendarmen in den dichtesten Strauchgruppen plagiirt wurden. Er selbst spielte stets die Rolle eines Höchstkommandirenden, leitete die Raubankfälle der Wegelagerer und auch deren selbstverständliche Verfolgung durch die bewaffnete Macht. Beide Funktionen ließen ihm dennoch soviel Zeit übrig, seinen Busenfreund — den Wächter — scharf im Auge zu behalten. Bei dessen Nahen ein scharfer Pfiff und Räuber, Gendarmen nebst Gefechtsführer verschwand — wie weggeblasen. Der Alte hatte stets das Nachsehen, zugleich aber auch die Mühe, die Spuren von sounho viel Kinderfüßen aus dem losen Erdbreich zwischen den Sträuchern wegzubarken.

So oder ähnlich trieb es der Junge den ganzen Sommer hindurch, auch die freien Herbstnachmittage sollten dieser nützlichen Beschäftigung gewidmet werden. — Die Rechnung aber stimmte nicht. Einige Tage fehlte der kleine Radaumacher. Weniger aus Sehnsucht als Neugier frag der Wächter nach dem Vermissten. Er sei schwer krank — hieß es.

Die Schneedecke des Rasens mußte einem anfangs noch ganz blaffen, aber nach und nach kräftiger werdenden Grün weichen; an Sträuchern und Bäumen zeigen sich kleine Knöpfchen und Blattspitzen. Dem Partwächter wird es fauer, all den Unrath des Winters wegzuschaffen und nebenbei auf gewisse kleine Liebhaber für den ersten grünen Zweig, den sie der Mutter bringen wollen, zu achten.

Der Junge mit der Strickjacke ist auch wieder da; nicht aber so wie voriges Jahr. — Auf einer Bank sonnt er sich. Sein blaßes, mageres Gesicht verrieth, wie schwer ihm die Krankheit mitgenommen hat. Vorläufig ist also ans Purzelbaumschießen und Räuberspielen in dem geliebten Park nicht zu denken. Mit seinem Feind, dem Wächter, will er Frieden machen — nicht aus Großmuth, sondern weil seine Beine noch etwas schwach sind. Beim Ausrüden hätte man ihn doch halb beim Widel. Nun sieht der Junge den Alten auf sich zukommen. Dieser betrachtet ihn mitleidig und fragt dann theilnahmsvoll: „Na, Kleener, bist du krank?“

„Ne, ich war's aber.“
„Was hat Dir denn —?“
„Das „gefehlt“ blieb ihm im Halbe heden.“

Statt dessen kam es polternd heraus: „D — d — Du bist ja der Fragte, der mir immer den Rasen zertrampelt hat. Geuzt hast Du mich noch!“
Scheu duckt sich der eben Erkrankte in die Bankdecke zusammen, und seine dunkelumrandeten Augen bliden den vor ihm stehenden Wächter bettelnd an. „Ich thu's gewiß nicht mehr, ich hab' alles über.“ Dem Alten that's leid, den kranken Jungen so „angehaucht“ zu haben. Er lenkt etwas ein.
„Wer ist denn Dein Vater?“
„Ich hab' keinen Vater. Brauch' auch keinen. Mutter wußt' ich.“
„Siehste, weil Du keinen Vater brauchst, drum bist Du 'ne Ränge geworden, die mir halbtodt gärgert hat.“

Der Alte will weiter gondein. Da ein leiser Ruf des Knaben: „Herr Wächter!“
„Was willst' noch?“
„Schenten Sie mir doch bloß 'nen grünen Zweig.“
Der Junge bekommt sein Grünes, dabei aber auch den natürlichen Rath: „Daß Du mir nicht mehr selbst abreichst wie früher.“

Wehmüthig schüttelt der Knabe den Kopf. „Ist hab' auch keine Lust dazu, der Doktor sagt, ich bin brustkrank.“
Dann schleicht er heim.

Tags darauf war der Junge wieder an einer sonnigen Stelle des Parks. Jetzt fürchtet er sich nicht mehr vor seinem einstigen Gähner, der ihm beim Erbilden eifrig zuzinkt: „Du, ich hab' 'ne feine Bank für Dich ausgesucht, da haßt immer Sonne, und 's zieht nicht. Wenn Du gesund bist, machst aber keine Fider mehr. Verstanden?“

Der Junge kommt täglich und rüffel den immer mehr abmagerten kleinen Leib auf der Bank, die ihm der alte Wächter nach dem Stand der Sonne anwies. So erbittert die Fehde zwischen ihnen früher war, eben so groß ist jetzt die Zärtlichkeit, die der alte dem Kranken erweist. Sie gipfelt darin, daß er außer der schon lange üblichen Frühstücksstulle eine neue Strickjacke opfert, um die graue mit den durchschneierten Ellbogen bei seinem Schlingling nicht mehr zu sehen und da-

mit unangenehme Erinnerungen zu erwecken. Der Junge jedoch legt das Geschenk, ohne viel Freude zu zeigen, achsellos neben sich. „Mutter könnte mir schon eine kaufen, aber sie sagt, 's lohnt nicht mehr.“
In dem sonstigen Gesicht des Wächters juckt es, als ob er etwas Bitteres verschluckt hätte.

„Mein armes Kerlchen — Deine Mutter is 'ne große Gans, das bestelle ich von mir.“

Trübe lächelte der Junge. — — —
Vergeblich wartet der Alte auf seinen Pflanzling; vergeblich hält er für ihn den sonnigen Platz frei. Dann schickt der Junge durch einen knirschtigen Kameraden die Nachricht: er könne nicht mehr selbst kommen, er möchte aber recht viel Grünes um sein Bett sehen.

Von da ab plünderte der Wächter die ihm von hoher Stadtdirektion anvertrauten Anlagen selbst — solange, bis er eines schönen Tages mit zitternden Händen eine ganze Menge Grünes herunterschneiden mußte, um einen gewissen kleinen Armenfarg nicht ganz ohne Schmutz hinausbringen zu lassen.

Die gelungene Ueberraschung.

Von H. M. A. r. o.

Ich hatte soeben zehntausend Mark in der Lotterie gewonnen. Welch' freudiges Ereigniß für einen Menschen, der keineswegs überhäuft war mit jenen Schätzen, welche angeblich von den Motten und dem Roste gefressen werden sollen.

Nachdem der erste Freudentausch verrichtet war, stand es bei mir fest, daß mein Freund Adolf seinen Theil von meinem Glück abbetommen mußte.

Ich wollte ein solennes Souper geben und ihm im Verlauf desselben den Glücksfall mittheilen, mit der Hoffnung, daß ich seine sämmtlichen, sich auf einige hundert Mark belaufenden Schulden bezahlen werde.

Nach an demselben Tage traf ich den Busenfreund auf der Straße.

„Adolf, ich lade Dich für morgen zum Souper ein; es steht Dir dabei eine Ueberraschung bevor.“

Adolf war furchtbar neugierig, doch verrieth ich natürlich nichts.

„Wo soll ich mich denn einfinden?“ fragte er.

„Im Bahnhofrestaurant, natürlich im Wartesaal erster Klasse.“

Das Restaurant der mittelgroßen Bahnhofsstation war in den Abendstunden ein äußerst gemütliches, von uns beiden häufig besuchtes Lokal, da wir in der Nähe wohnten. Freilich sahen wir in der Regel bescheidenlich im Wartesaal dritter Klasse. Adolf meinte denn auch: „Hm, hm, erster Klasse!“ Und seine Spannung stieg auf's Höchste.

Am nächsten Abend sahen wir punkt acht Uhr an der verabredeten Rendezvousstätt.

Adolf musterte in hellem Erstaunen die erlesenen Speisen und den theuren Wein.

„Mann, was ist denn eigentlich los, nun rüde endlich heraus mit Deiner Ueberraschung!“

Aber ich ließ ihn noch zappeln.

„Nur Geduld, die wird gleich kommen.“

In diesem Augenblick hörten wir das Rollen des fälligen Schnellzuges. Gleich darauf ertönten Mark und Bein erschütternde, gellende Pfliffe — das Rothsignal!

Erschreckt fuhren alle im Wartesaal Anwesenden in die Höhe. Draußen ein Poltern, Dröhnen, Schreien — ein dumpfer Krach! Die am Bahnsteig stehende Wand geriet in's Wanken, Mauerputz, Steine stürzten; im nächsten Moment eine weißflaffende Lüfte — und langsam fuhr die Schnellzuglokomotive in den Wartesaal.

Mein Freund starrte bleich, entgeisterten Blickes auf das schwarze Ungeheum und die Verwüstung, welche es angerichtet; dann löste es halb mechanisch von Adolfs Lippen:

„Die Ueberraschung ist gut — aber wie konntest Du das vorher wissen?“

Chinesische Hofstatue.

Bei einem Besuche des neuangelegten Zoologischen Gartens von Peking hat die Kaiserin - Wittve von China zum ersten Mal in ihrem Leben einen Wagen benutzt, der allerdings nach einem vom Hofmarschallamt besonders vorgeschriebenen Modell in Schanghai hergestellt worden war, und zwar in der Weise, daß der Aufsteher nicht vorn als Bodengebührer — dieses wäre unehrenhaft — und aller Hoffitte zuwider — sondern daß etwas hinter dem Fond rechts und links zwei Plätze für die Koffelente vorhanden sind. Auf diese Weise wird gleichzeitig verhindert, daß die Leine über das Haupt der Kaiserin - Wittve hinweggeht, was gleichfalls wieder mit dem Ceremoniell unvereinbar wäre. So sind allerdings immer zwei Aufsteher nöthig, und bei der eigenartigen Konstruktion des Wagens — es sind deren mehrere in Schanghai für den Hof gebaut worden — ist es nicht weiter zu verwundern, daß bei der ersten Probefahrt der Wagen umstürzte. Die Fahrt der Kaiserin - Wittve ging insofern glatt von Statten.

Die Tabakdose.

Die Wittve des Generals de Luz in Mexiko war durch mitleidige Umstände gezwungen, vorübergehend die Hilfe eines Verwandten in Anspruch nehmen zu müssen; sie bot demselben einige werthvolle Juwelen als Pfand für ein Darlehen von 8000 Piafter an. Das Geschäft kam zustande, ohne daß jedoch darüber eine Quittung ausgestellt worden wäre.

Da nach wenigen Monaten schon die Verlegenheit der Dame behoben war, ging sie zu ihrem Verwandten, um das geliehene Geld zurückzuführen und die Juwelen wieder einzulösen. Der Mann empfing das Geld sehr zuvorkommend, erklärte aber seiner erstaunten Waise, von den erwähnten Juwelen nie etwas gehört zu haben. Die Dame, empört über die Betrügerei des Kaufmanns, begab sich augenblicklich in den Palast des Vizetönigs, des damals durch seine strenge Rechtschaffenheit berühmten Grafen Revillagigedo.

Sie wurde augenblicklich empfangen, und der Gouverneur ließ der Darlegung des Sachverhaltes ein aufmerksames Ohr.

„Waren bei dem Abschluß des Geschäftes Zeugen zugegen?“ fragte der Graf.

„Nein.“

„Kom während der Verhandlung etwa ein Diener ins Zimmer?“

„Auch nicht.“

Der Graf dachte einen Augenblick nach, dann fragte er weiter: „Raucht Ihr Verwandter?“

„Nein, Herr Graf“, sagte die Dame erkant über des Grafen Frage, und vielleicht umsonst, als seine Abtheilung vor dem Tabaktauchen so wohl bekannt war, daß keiner seiner der Pfeife zugehörten Untergehoben es wagte, in seine Nähe zu kommen, ohne jede Spur des Tabakgeruches aus Kleidern und Haaren verbannt zu haben.

„Schneupt er?“ war die nächste Frage des Grafen.

„Ja, Excellenz!“ erwiderte die Dame, die bereits zu fürchten anfing, da es in des Grafen Kopf nicht ganz richtig ausliehe.

„Das genügt“, sagte Revillagigedo. „Sie können sich beruhigen, die Juwelen werden Sie zurückerhalten.“

Dann bat er sie, in das Nebenzimmer einzutreten und dort das weitere zu erwarten, und nun landete er einen Boten zu dem Kaufmann und ließ ihn ersuchen, sich sofort zu einer wichtigen Besprechung bei ihm einzufinden.

„Ich habe Sie holen lassen“, redete der Graf den Eintretenden an, „um über einige Dinge mit Ihnen zu sprechen, bei denen Ihre kaufmännischen Kenntnisse mir von Nutzen sein dürften.“

Der Kaufmann erhobte vor Freude, während der Graf ein Gespräch über Fragen antippte, die mit dem Gewerbe jenes in Verbindung standen.

Blötzlich stetzte Revillagigedo seine Hand erst in die eine, dann in die andere Tasche, wie jemand, der etwas verlegt hat. „Ach“, sagte er, „meine Dose! Entschuldigen Sie mich für einen Augenblick, ich muß sie in meinem Arbeitszimmer vergessen haben.“

„Erlauben Excellenz, Ihnen die meine anbieten?“ fragte der Kaufmann verbindlich.

Der Vizetönig nahm dieselbe ohne Zögern und behielt sie, während er weiter sprach, wie gedanklos in der Hand. Dann, ein Geschäft vorschwebend, ging er hinaus. Im Vorzimmer beauftragte er einen Offizier, sich mit der Tabakdose sofort in das Haus des Kaufmanns zu begeben und von dessen Frau sich die Lujschen Juwelen ausshändigen zu lassen, da der Gouverneur einen größeren Ankauf von Juwelen beabsichtige. Dem Offizier sollte als Legitimation die Schnupftabakdose dienen.

Der Graf lehrte hierauf in das Zimmer zurück und setzte die Unterhaltung mit seinem über die Wafen geschmeichelten Gefolge fort, bis der zurückgekehrte Offizier ihn abrufen ließ und ihm die Juwelen, die die Frau des Kaufmanns arglos ausgeliefert hatte, einhändigte.

Revillagigedo lehrte jetzt zu der Generalin zurück und führte sie unter dem Vorwande, ihr einige Gemächer zeigen zu wollen, in eines, indem die Juwelen offen auf dem Tische lagen.

Raum hatte sie dieselben erblickt, als sie erstaunt ausrief: „Mein Gott, wie kommen denn meine Juwelen hierher?“

Der Vizetönig bat sie, einige Augenblicke noch zu verweilen, und ging zu seinem anderen Gaste zurück.

„Nun, ehe Sie gehen, Senor“, sagte er, „wünsche ich die Wahrheit über eine andere Angelegenheit zu erfahren. Kennen Sie die Senora de Luz?“

„Gewiß, Excellenz, sie ist eine Verwandte von mir.“

„Haben Sie der Dame 8000 Piafter geliehen?“

„Zunächst.“

„Hat sie Ihnen Juwelen als Pfand gegeben?“

„Nein!“ rief der Kaufmann heftig. „Das Geld war ohne Sicherheit gegeben, wie es so unter Verwandten geschieht. Die Geschichte mit den Juwelen ist erfunden!“

Da ging der Graf hinaus und kam mit den Juwelen in der Hand zurück bei deren unerwartetem Anblick der

Kaufmann die Farbe wechselte und die Geistesgegenwart völlig verlor.
Revillagigedo schickte ihn mit einer strengen Rüge fort und befahl dem Ueberführten nur, ihm am anderen Morgen tausend Piafter zuzusenden, die er an die Hospitäler der Stadt vertheilen ließ.

Die ersten Zeitungen in Italien.

In Benfiero Latino veröffentlichte „Anfonio Libero“ eine interessante Studie über die Anfänge des italienischen Zeitungswesens. Der Brauch, regelmäßig erscheinende Mittheilungen gedruckt herauszugeben, ist in Italien verhältnismäßig spät aufgetommen, später als in England, wo schon im Jahre 1630 die „Weekly News“ erschienen und auch später als in Frankreich, wo die „Gazette“ den Bürger über die merkwürdigen Vorkommnisse der Welt schlecht und recht unterrichtete. Erst im Jahre 1636 erscheint die erste regelmäßig gedruckte Zeitung in Italien. Es ist der Drucker Lorenzo Landi, der in Florenz den ersten Versuch macht und bald Nachahmer findet. Schon 1641 erteilt der Großherzog von Toscana einem zweiten Drucker, Ceconelli, das Privileg für eine zweite Zeitung, die sich freilich darauf beschränkte, ausschließlich Notizen aus Deutschland zu bringen. Bald darauf erhielten auch Neffi und Signoretto gegen eine Jahresrate von 400 Scudi eine ähnliche Konzession. Das Florentiner Beispiel hatte bald seine Wirkung; in kurzer Zeit besaßen alle größeren Städte Italiens ihre Zeitung. In Genua erschienen sogar mehrere; zuerst die von Michele Castelli, dann die von Luca Affarino und schließlich die von Betticella. Alle diese Zeitungen hatten einstweilen keinen eigenen Titel; nur der Romanschriftsteller Affarino wählte schließlich einen Namen für sein Blatt und entschloß sich beiseiden für den Titel: „Der Wahrhaftige“. Diese Zeitungen erschienen nur wöchentlich und wurden stets am Sonnabend herausgegeben. Auch in der Herausgabe täglich erscheinender Blätter mußten die anderen Länder den Italienern vorausgehen und als im Jahre 1777 in Frankreich die erste täglich erscheinende Zeitung gedruckt wurde, das „Journal de Paris“, da begnügte die italienische Oeffentlichkeit sich noch mit den primitiven Wochenblättern.

Der Gipfel der Verschwendung.

Herr Ruy Barbosa, der Vertreter Brasiliens auf der letzten Haager Konferenz, soll für die Verdienste, die er sich dort um das Vaterland erworben hat, gebührend belohnt werden. Ein Mitglied des brasilianischen Parlaments, Herr Lobo Zumermeira, hat, wie wir dem Blumenauer „Urbaldsbote“ entnehmen, einen Antrag eingebracht, wonach das dankbare Vaterland seinem großen Sohne eine Million Milreis zu Füßen legen soll. Nach Artikel 1 des Antrages wird die Regierung vom Bundeskongreß ermächtigt, tausend Stück vierprozentige Schatzanweisungen im Werthe von je 1000 Milreis auszugeben, deren jede die Inschrift zu tragen hat: „Die Nation dem großen Brasilianer Ruy Barbosa“. Der zweite Artikel lautet: „Wenn Herr Ruy Barbosa stirbt, werden die Schuldtitel No. 1 bis 500 als verfallen betrachtet; von den übrigen geht die Hälfte zur Ruhsiegung an seine Frau und die Hälfte zur Ruhsiegung an seine Töchter über, so lange sie lebig sind. Mit dem Tode der Ruhsieger verfallen die Titel.“ In einem Briefe an den Antragsteller, den er persönlich nicht kennt, hat Herr Ruy Barbosa einen Einwand gegen den Inhalt des Antrages nicht erhoben, nur fühlte er sich zu der Bemerkung veranlaßt, daß die Verdienste, die er sich im Haag erworben, mit Geld überhaupt nicht aufzuwiegen seien. Es ist wahrhaft tröstlich, daß es so bescheidene Männer auf der Welt noch gibt.

Kaiserliche Handschreiben.

Wenn der deutsche Kaiser selbst Briefe schreibt, so betreffen sie entweder eine gewisse Staatsaktion, sie sind politisch wichtig, oder sie sind vertraulich im persönlichen Sinne. Eigenhändige Briefe verleiht der Monarch nur an andere Monarchen oder an Familienmitglieder, selten an gute Freunde. In den beiden letzten Fällen werden die Briefe der Post anvertraut. Offizielle Staatschreiben aber übergibt man besonderen Briefträgern, kaiserlichen Kurieren, die die Briefe nie aus der Hand geben dürfen und deshalb die Reise bis zum Adressaten selbst machen, diesem auch eigenhändig den Brief ausliefern müssen. Die „feierlichsten“ Handschreiben betreffen stets einen Regierungsantritt und kommen naturgemäß im Leben eines Monarchen nur einmal vor, selbstverständlich aber in mehrfacher Anzahl, entsprechend der Anzahl der Monarchen, die von dem Regierungsantritt in Kenntniß gesetzt werden sollen. Die Ueberbringer solcher Handschreiben sind zumeist besondere Diplomaten oder Generale, die mit einigen Begleitern eine ganze Sondermission darstellen. Die Kuriere des Kaisers, die anderweitige offizielle Staatschreiben zu überbringen haben, sind nicht etwa untergeordnete Beamte, Diener oder Solda-

ten, sondern Offiziere des reitenden Feldjägerskorps. Als Briefträger bevorzugt der deutsche Kaiser raubes, hellbraunes Wittenpapier von 28 bei 37 Centimetern Größe oder glatte Esfenbeinkarton, die beide nur mit dem kaiserlichen Wappen oder der Krone verziert sind.

Der antike „Medivh“.

Ein Zug aus den Unterhaltungs- spielen der Alten ist eins der letzten Ergebnisse, die der jüngst verstorbene Altmeister der klassischen Philologen Deutschlands, Franz Bücheler in Bonn, der Wissenschaft vorlegte. Er macht darauf aufmerksam, daß bei dem antiken Brettspiele, das unserm Damenspiel nicht unähnlich ist, außer den zwei Spielern ein Dritter zugegen zu sein pflegte, der mit dem Sieger zu spielen hatte. Diese Dreizahl ist aus den gymnastischen Spielen genommen, wo ebenfalls der Sieger im ersten Gange mit einem zweiten Gegner kämpft, und so hieß denn dieser neue Partner hier wie dort Epehdros, d. i. „der Dabeisitzende“. Auf einer von Max Ihm veröffentlichten Spieltafel wird in kurzen Sprüchen ein hübsches Stimmungsbild aus einem solchen Brettspiele gegeben. „Du siegst, also freue dich!“ „Du bist geschlagen, nun meine drum!“ „Du, Epehdros, schreist auf.“ „Was der Epehdros beim Ende des ersten Ganges zu rufen hat, kann man sich wohl denken, etwa: „Warte nur, jetzt komme ich dran!“

Berühmte Smaragde.

Die italienische Opernsängerin Cavillieri gehört unstreitig zu den wenigen Sterblichen, die sich rühmen können, die werthvollsten und berühmtesten Smaragde der Welt zu besitzen. Eingeweihte wollen wissen, daß diese Juwelen einst einen Theil der französischen Kronjuwelen bildeten. In Europa befinden sich so prächtige Smaragde, wie sie die Cavallieri besitzt, nur in wenigen Sammlungen. Die meisten und schönsten besitzt der König von Sachsen. Jeder Besucher des Grünen Gewölbes in Dresden kennt sie. Sie werden nur in einzelnen Stücken von den Smaragden der österreichischen Krone an Schönheit erreicht. In England, wo Edelsteine so hoch geschätzt werden, werden auch herrliche Smaragdschmucke von Aristokratinnen getragen, die auf der Smaragdinsel wohnen: Lady Rosse und Lady Powerscourt. Die feinsten Smaragde Englands sind aber unstreitig die Steine, die sich in dem Juwelenkabinet der Herzogin von Buccleuch befinden. Sie sind nur selten zu sehen, da die Herzogin sie nur bei großen Hoffestlichkeiten oder auf Bällen trägt, wo das englische Königs-paar zugegen ist. Die Größe und der Glanz des vieredig geschnittenen Smaragds, den sie auf der Brust trägt, erregt sogar in dem gewiß verdohnten Nabadarabika von Nepal, der kürzlich London besuchte, den Wunsch, ihn den wundervollen Steinen hinzuzufügen, die auf seinem Helm blitzen. Der Herzog von Norfolk besitzt zweihaarnadeln mit großen nur roh bearbeiteten Smaragden, die eine besondere Geschichte haben. Sie waren einst das Eigenthum von Maria Stuart, der unallüchlichen Königin der Schotten, und befanden sich in dem Rosenkranz, den sie nach dem Schafot in Händen trug. Mit diesem Rosenkranz gelangte die Smaragde in den Besitz der Familie Orford von Corby, wo sie sich vom Vater auf den Sohn vererbten. Von dem verstorbenen letzten männlichen Nachkommen der Howards gingen sie auf dessen Verwandten, den Herzog von Norfolk, über.

Aus der Schule.

Der kleine Richard schreibt einen Auffatz über Sprichwörter. Dabei wendet er auch ein sehr bekanntes Sprichwort, zwar nicht ganz korrekt, aber in der von ihm erfundenen Variation drum nicht weniger richtig an. Er schreibt nämlich: Selberesfen macht fettig.

Das macht nichts. (Bei der Schwurgerichtssitzung in einer kleinen Stadt versehen, da gerade nicht genug Gendarmerte vorhanden, einige Soldaten der daselbst in Garnison liegenden Wlanen-Eskadron den Sicherheitsdienst und halten regelmäßig ihre Karabiner auf das Knie geknüpft.) Ein Geschworener unterbricht die bereits begonnene Verhandlung. „Herr Präsident!“ sagt er, „ich bitte Sie, abzustellen, daß das Militär auf uns zielt mit die Gewehr; es könnt' losgehen und einen von uns erschließen!“

Der Präsident: „Das macht nichts — die Verhandlung leidet nicht darunter — es sind ja Ersagegeschworene da!“

Ein antiger Prinzpal.

„Du hast wohl nicht die Courage gehabt, Ostar, den Herrn Prinzpal an Dein heutiges Jubiläum zu erinnern?“

„Doch — ich habe ihm gesagt, als er an mein Pult trat: heute sind es 25 Jahre, daß ich in Ihren Diensten stehe!“

„Und was sagte er darauf?“

„Bitte, setzen Sie sich!“

In der Bierhalle.

A.: Nun, wie schmeckt Ihnen das Bier für 5 Cents?
B.: Das Bier ist billig — aber der Geist ist schwach!

Seufzer.

Junger Ehemann: Ich hatte das Restaurantleben gründlich satt, da habe ich geheiratet, und was ist jetzt? Wenn ich mal ordentlich essen will, muß ich jetzt sammt der Frau in's Restaurant gehen!

Angstlich.

Junge Dame (in Begleitung ihres sehr häßlichen Bräutigams): „Ich möchte ein hübsches Lind kaufen, das ich meinem Verlobten vorbringen könnte. Was würden Sie mir empfehlen?“

Buchhändler: „Wieviele von Schumann: „Zeit ist ihn gesehen, glaub' ich blind zu sein?“

Su viel verlangt.

Junge Frau (ermahnend): Lieber Freitag, du solltest dir wirklich ein Beispiel an dem Manne meiner Jugendfreundin nehmen. Der trägt thätigst seine Schwiegermutter auf den Händen.

Freitag: „Kunststück! Die wiegt auch nicht 275 Pfund, wie deine Mutter, liebes Kind!“

Das Stadtblind in der Sommerfrische.

„Die Eier sind aber recht klein, Herr Wirth, die haben Sie wohl zu früh aus dem Nest genommen?“

Temper idem.

Professor (aus dem Restaurant tretend): „Am — heute habe ich den Schirm nicht vergessen, aber ein fremder Griff scheint d'tan zu sein!“

Er hat Recht.

„Wenn ich nur wüßte, was ich meinen Jungen werden lassen soll.“

„Lach ihn doch einen ordentlichen Kerl werden, dieses Frach ist noch nicht so überfüllt.“

In der Sommerfrische.

Landchafts-Maler (zum Quartiergeber): „Anstreichen“ nennen Sie mich? Das geht denn doch zu weit! Ich male nur Wälder, Seen, Landschaften usw.

Bäuerlein: „Na, dann sagen mir „Landstreicher“.“

Boshaft.

„Denke Dir, Rosa, ich habe mir für meinen Bräutigam die Karten schlagen lassen!“

„Na, und?“

„Ach, es soll ihm schon in allernächster Zeit etwas sehr Unangenehmes bevorstehen!“

„Was nicht gar? Ich dachte doch, Ihr wüßtest erst im nächsten Jahr heirathen?“

Das macht nichts. (Bei der Schwurgerichtssitzung in einer kleinen Stadt versehen, da gerade nicht genug Gendarmerte vorhanden, einige Soldaten der daselbst in Garnison liegenden Wlanen-Eskadron den Sicherheitsdienst und halten regelmäßig ihre Karabiner auf das Knie geknüpft.) Ein Geschworener unterbricht die bereits begonnene Verhandlung. „Herr Präsident!“ sagt er, „ich bitte Sie, abzustellen, daß das Militär auf uns zielt mit die Gewehr; es könnt' losgehen und einen von uns erschließen!“

Der Präsident: „Das macht nichts — die Verhandlung leidet nicht darunter — es sind ja Ersagegeschworene da!“

Ein antiger Prinzpal.

„Du hast wohl nicht die Courage gehabt, Ostar, den Herrn Prinzpal an Dein heutiges Jubiläum zu erinnern?“

„Doch — ich habe ihm gesagt, als er an mein Pult trat: heute sind es 25 Jahre, daß ich in Ihren Diensten stehe!“

„Und was sagte er darauf?“

„Bitte, setzen Sie sich!“

In der Bierhalle.

A.: Nun, wie schmeckt Ihnen das Bier für 5 Cents?
B.: Das Bier ist billig — aber der Geist ist schwach!

Seufzer.

Junger Ehemann: Ich hatte das Restaurantleben gründlich satt, da habe ich geheiratet, und was ist jetzt? Wenn ich mal ordentlich essen will, muß ich jetzt sammt der Frau in's Restaurant gehen!

Angstlich.

Junge Dame (in Begleitung ihres sehr häßlichen Bräutigams): „Ich möchte ein hübsches Lind kaufen, das ich meinem Verlobten vorbringen könnte. Was würden Sie mir empfehlen?“

Buchhändler: „Wieviele von Schumann: „Zeit ist ihn gesehen, glaub' ich blind zu sein?“

Su viel verlangt.

Junge Frau (ermahnend): Lieber Freitag, du solltest dir wirklich ein Beispiel an dem Manne meiner Jugendfreundin nehmen. Der trägt thätigst seine Schwiegermutter auf den Händen.

Freitag: „Kunststück! Die wiegt auch nicht 275 Pfund, wie deine Mutter, liebes Kind!“

Das Stadtblind in der Sommerfrische.

„Die Eier sind aber recht klein, Herr Wirth, die haben Sie wohl zu früh aus dem Nest genommen?“

Temper idem.

Professor (aus dem Restaurant tretend): „Am — heute habe ich den Schirm nicht vergessen, aber ein fremder Griff scheint d'tan zu sein!“

Er hat Recht.

„Wenn ich nur wüßte, was ich meinen Jungen werden lassen soll.“

„Lach ihn doch einen ordentlichen Kerl werden, dieses Frach ist noch nicht so überfüllt.“

In der Sommerfrische.

Landchafts-Maler (zum Quartiergeber): „Anstreichen“ nennen Sie mich? Das geht denn doch zu weit! Ich male nur Wälder, Seen, Landschaften usw.

Bäuerlein: „Na, dann sagen mir „Landstreicher“.“

Boshaft.

„Denke Dir, Rosa, ich habe mir für meinen Bräutigam die Karten schlagen lassen!“

„Na, und?“

„Ach, es soll ihm schon in allernächster Zeit etwas sehr Unangenehmes bevorstehen!“

„Was nicht gar? Ich dachte doch, Ihr wüßtest erst im nächsten Jahr heirathen?“



Edo: „Warum nimmst du denn deiner Braut das illustrierte Blatt weg?“
Lude: „Lach nur — es steht g'rad' mein Steckerbrief drin und sie ist ohnehin so nervös!...“